

# AZ WEEKEND

## Thema: Architektur

**Gespräche vor dem Objekt III**  
Das Land an der Limmat stellte die Gemeinde Baden im Baurecht zur Verfügung. Darauf ein Gebäude erstellen wollte die Wohngenossenschaft. Den Wettbewerb dazu gewannen schliesslich die Badener Ken Architekten. 1997 wurde das Gebäude fertig gestellt und bezogen. Seither wird darüber diskutiert: über seine Lage und seine schlichte Form, über das viele Glas, den guten Einblick wie die mangelnde Intimität dieses durchsichtigen Würfels. Fragen, die auch im dritten Teil unserer Architektur-Serie aufgetaucht sind.

## Seite 4

**Autolust**  
Das Buch zur Ausstellung des Stapferhauses Lenzburg.

## Seite 5

**Helfer unterwegs**  
Geschichten aus dem Leben von Arthur Bill, dem langjährigen Leiter des Kinderdorfes Pestalozzi in Trogen und Schöpfer und ersten Leiter des Schweizerischen Katastrophenhilfskorps.



# Schöne Einsichten

Architekten im Gespräch III: Martin Schwager empfängt Peter und Christian Frei

FOTOS: HELBLING & KUPFFERSCHMID, ARAZERA

**Zwei Wünsche hatte die Bauherrschaft: Sie wollte ein preisgünstiges Haus, das gemeinschaftliches Wohnen fördert. Die Lösung der Ken Architekten an diesem Ort an der Limmat in Ennetbaden: ein schlichtes Glashaus. Wer drinnen ist, hat eine herrliche Sicht – wird aber auch ganz schön zur Schau gestellt.**

### MARCO GUETO

*Herr Schwager, konnten Sie hier an der Limmat in Ennetbaden bauen, was Sie wünschten?*

**Martin Schwager:** Wir hatten nur zwei Vorgaben. Ein kostengünstiges Gebäude zu erstellen, das gemeinschaftliches Wohnen fördert.

*Das war alles? Immerhin liegt dieses Gebäude an historischer Stelle.*

**Martin Schwager:** Auf die drei bestehenden Bauten – der erste stammt aus dem Jahre 1837 – haben wir selbstverständlich Rücksicht genommen. Wir wollten dieses Ensemble ja nicht zerstören, sondern vielmehr mit einem Neubau ergänzen.

*Wer sich diesem Gebäude von der Strassenseite her nähert, stösst vorerst einmal auf eine eher abweisende, fensterlose Betonwand. Wie ist das, Chris-*

*tian und Peter Frei, wenn man von Aarau kommt, erstmals vor diesem Haus steht und spürt, wie einem hier die Stirn geboten wird?*

**Martin Schwager:** Aber ein bisschen kritisch, bitte!

**Peter Frei:** Dieses Gebäude in diesem ehemaligen Industrieareal hat etwas derart Lapidar-Selbstverständliches, dass es wirklich schwer fällt, kritisch zu sein. Alles ist so offensichtlich und klar: Zum Beispiel, dass es die Absicht der Architekten war, preisgünstig zu bauen. Das Haus selber hat etwas Industrielles und Funktionales. Nichts ist veredelt. Alles ist ganz einfach gemacht, wirkt eher billig: ein bisschen Beton, ein bisschen Glas, Holzböden – damit hat es sich.

*Als ob es einfach hingestellt worden wäre?*

**Peter Frei:** Auf den ersten Blick hat man

tatsächlich den Eindruck, als ob hier keine ausgeprägte gestalterische Absicht dahinterstecken würde, als ob es nur darum gegangen wäre, an einem speziellen Ort preisgünstige Wohnungen zu bauen. Doch wenn man genauer hinschaut, merkt man schon, dass hinter diesem so schlicht-banalen Gebäude viel mehr steckt als nur eine lapidare Geste.

**Martin Schwager:** Dieses Selbstverständnis von Architektur ist für unser Büro wichtig. Wir haben nämlich einen grossen Respekt: Dass man lange und intensiv an etwas arbeitet und das Resultat dann fürchterlich verkrampt ist. Ein Beispiel: Betrachten Sie einmal dieses «lapidare» Gelände an diesem Haus. Im Studium habe ich doch gelernt, wie man dreissig verschiedene Geländer konstruieren kann.

Fortsetzung nächste Seite

Das Gebäude



Das vom Büro namens Ken Architekten gebaute Gebäude ist 1994 aus einem Wettbewerb hervorgegangen, an dem zwölf Architekturbüros teilgenommen haben. Nach dem Abbruch der «Alten Gerberei» im November 1996 wurde mit dem Neubau begonnen. Bezug im Oktober 1997. Das Gebäude hat variable Grundrisse. Aktuelle Organisation: sieben Wohnungen zwischen 4,5 bis 10 Zimmern (WG). Investiert wurden inklusive kapitalisiertem Land rund 2,8 Mio. Franken; eine 3½-Zimmer-Wohnung kostet zirka 1500 Franken im Monat.

Und Sie nehmen gleich das denkbar einfachste.

**Martin Schwager:** Das einfachste kann das richtige sein! Was man jedoch wissen muss: Vom Wettbewerb bis hin zum fertigen Bau, vom ersten Gedanken über das Gelände auf dem Balkon bis hin zu genau diesem, legten wir im Büro einen langen Weg zurück.

Zwei Wörter sind bis jetzt immer wieder aufgetaucht: billig und banal – zwei eigentlich negativ konnotierte Begriffe. Verraten Sie mir: Von welchem Moment an ist billig und banal auch gut?

**Peter Frei:** Eine schwierige Frage. Diese Art der Wahrnehmung läuft über den Bauch.

**Christian Frei:** Betrachten wir den Anspruch dieses Hauses. Was will es sein? Nicht mehr, als was es ist.

Und das wäre?

**Christian Frei:** Es will Städtebau sein, Architektur, will reagieren auf die einmalige Lage in der Badener Altstadt und an der Limmat. Das ist der wesentliche Unterschied zu anderen, so ge-



Dieses Haus will Städtebau sein, Architektur, will reagieren auf die einmalige Lage in der Badener Altstadt.

nannt «billigen» Gebäuden. Die sind billig, dürfen es aber nicht sein, weil sie den Anspruch auf etwas anderes erheben. Hier bewegen wir uns im Bereich zwischen Schein und Sein. Mir ist übrigens noch ein drittes Wort durch den Kopf gegangen, das für die Charakterisierung verwendet werden könnte: Direktheit. Dieses Haus hat eine selbstverständliche Direktheit – hergestellt mit lapidaren und sehr reduzierten Mitteln. Das sind die Faktoren, die die Qualität dieses Entwurfes ausmachen.

Womit Sie gleich noch einen weiteren Begriff ins Spiel bringen, der bei Diskussionen über die architektonische Ästhetik immer wieder auftaucht: die Reduktion. Offenbar sind viele Architekten überzeugt: Je mehr sie von einem Bau wegnehmen, desto mehr geben sie ihm.

**Martin Schwager:** Mich stört es, wenn die neue Deutschschweizer Architektur

immer gleich mit Reduktion gleichgesetzt wird. Als ob Reduktion a priori positiv wäre! Reduktion ist wertneutral. Es geht um das Ziel. Ich kann mir sehr farbige und üppig gestaltete Räume vorstellen, die einem Gebäude viel geben können. Wenn es um Baukunst geht – und so verstehe ich Architektur –, geht es letztlich um die Auseinandersetzung mit Themen und Konzepten. Je nach Resultat baut man dann «reduziert» – oder eben auch nicht.

**Peter Frei:** Sich in den Mitteln beschränken ist eine Möglichkeit. Das allein garantiert aber noch keine Qualität. Es gibt hervorragende Architektur, wo überhaupt nichts reduziert worden ist. Ich erinnere zum Beispiel an Swiss Re von Meili und Peter. Nur: Hier auf diesem ehemaligen Industrieareal und bei einem Bau, der gezielt preisgünstige Wohnungen enthalten soll, könnte man nie mit Vielfalt und Üppigkeit arbeiten.

**Martin Schwager:** Wenn wir schon bei Begriffen im Zusammenhang mit diesem Haus sind. Ich verwende jeweils noch die Syntaktik – in Anlehnung an die Syntax aus der Linguistik –, bei der die Stellung eines Gebäudes innerhalb eines Ganzen angeschaut, innerhalb der Stadt oder seiner konkreten Umgebung definiert wird.

Erklären Sie die Syntaktik dieses Mehrfamilienhauses.

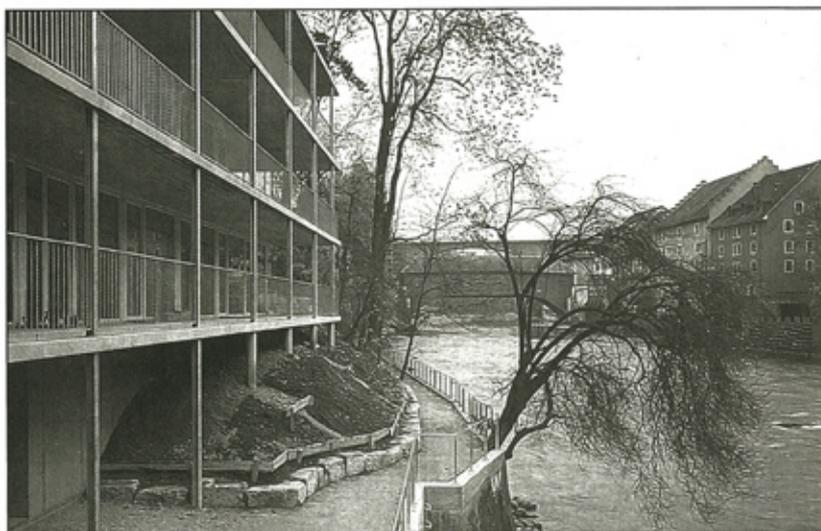
**Martin Schwager:** Die Lage ist prominent, doch unser Gebäude ist zurückhaltend. Gleich angrenzend steht das erweiterte Museum. Dieses öffentliche Gebäude ist ein Orientierungspunkt und soll seine Show behalten. Wir nehmen in unserem Glashaus tagsüber die Bilder auf und geben sie dann in der Nacht wieder an die Stadt zurück.

Das klingt schön, doch in diesem Haus leben auch Menschen und die funktionieren vielleicht nicht so, wie es sich die Architekten vorgestellt haben.

**Martin Schwager:** Richtig. Es ziehen Leute ein, und die vereinnahmen das Haus und verändern es. So entwickelt es sich. Einmal brennt hier ein Licht, dort werden Vorhänge gehängt, hier wird ein Raum so und dort so möbliert. In diesem Haus ist eben vieles an Veränderung möglich, ohne dass es in Konkurrenz zum Haus steht.

**Christian Frei:** Die Absicht, das Haus gegenüber dem Museum zurückzunehmen, ist ja loblich. Doch ich frage mich: Wie weit funktioniert das? Sind das nicht nur Gedankenspiele? Und kann diese Absicht auch noch eingelöst werden, wenn man irgendeinen Betrachter fragt? Schauen wir doch einmal, wie die Umgebung aussieht. Die angrenzenden Industriebauten sind alle massiv gebaut und haben eine Lochbefensterung. Die ganze Altstadt funktioniert nach diesem Prinzip. Ihr Bau jedoch ist das pure Gegenteil. Sie haben überhaupt nichts von dieser städtischen Sprache übernommen! Wohl sehe ich die Idee des Entwurfs. Der Rest wird aber hineininterpretiert.

**Peter Frei:** Bescheidenheit und Zurückhaltung sind hehre Haltungen. Aber in diesem konkreten Fall stimmen sie einfach nicht. Von der Limmatseite aus



Öffentlich Der Weg am Fluss markiert, dass man sich nicht abschotten will.

FOTOS: HELBLING & KUPFFERSCHMID, ARAZEBRA

sehen hat Ihr Haus eine viel größere Aufmerksamkeit als der Museumsbau, den Sie soeben ins Zentrum gestellt haben.

Als ich das erste Mal vorbeiflanierte, sah ich nur dieses Glashaus. Dass daneben noch ein öffentlicher Bau steht, habe ich nicht mitbekommen.

**Martin Schwager:** Moment mal! Wir ziehen den öffentlichen Uferweg und



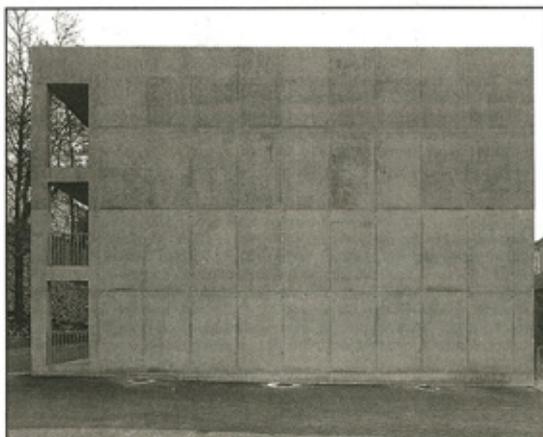
98 Prozent der Badener wollen sicher nicht in diesem Glashaus wohnen, 2 Prozent jedoch unbedingt.

die Bepflanzung weiter! Sogar das Dach ist begrünt, damit alles zurückgenommen und in die Umgebung eingebunden wird. Oder kann man vielleicht zurückhaltender sein, als wenn man gar keine Fassade mehr baut? Was hier steht, ist kein Haus. Das sind Plattformen, die bewohnt oder bespielt werden können. Jetzt ist das Haus neu und dadurch schon etwas Besonderes. In fünfzehn Jahren, denke ich, ist es ein Haus der Gebäudegruppe und nicht mehr auffällig.

**Christian Frei:** Sie müssen sich nicht rechtfertigen. Mich stört es gar nicht, dass dieses Gebäude als spektakulärer wahrgenommen wird, als Sie es wahrhaben wollen. Mir genügt es nämlich,



Keine Trennwände Der Balkon als Korridor lädt zum Flanieren ein.



Betonwand Ein Haus bietet dem Ankommenden die Stirne.



Nordseite Individueller Zugang zur offenen Plattform auf der Südseite.

dass es an diesem Ort eine der Aufgabe angemessene Antwort gibt. Mehr ver-lange ich von Architektur gar nicht.

*Das Gebäude in seiner Schlichtheit und in seiner Umgebung haben wir besprochen. Wie wirkt es «an sich»?*

**Christian Frei:** Wenn man ankommt, führt man zuerst an eine «hässliche» Betonwand. Dann läuft man irgendwie hinten in das Gebäude rein und sieht plötzlich, dass es vorne riesige Fensterfronten hat. Von den einzelnen Plattformen aus hat man einen freien Blick auf die Altstadt. Dabei tauchen bei mir sofort andere Fragen auf: Ist das angenehm, derart ausgestellt zu sein? Wer wohnt hier? Fühlt sich hier nur jemand wohl, der sich gerne exhibitioniert? Wie steht es mit der Intimität?

**Martin Schwager:** Ein grosses Thema! Was heisst wohnen? Bedeutet wohnen auch inszenieren? Was erträgt es auf diesen Plattformen? Wo steht die Privatsphäre? Wenn man spezielle Häuser baut, dann trifft man auch ein spezielles Zielpublikum. 98 Prozent der Badener wollen sicher nicht in diesem Glashauss wohnen, 2 Prozent jedoch unbedingt. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich diese 2 Prozent hier an diesem Ort untereinander besser verstehen, ist höher als bei den restlichen 98 Prozent in Standardwohnbauten.

**Christian Frei:** Ob das gut ist? Interessant ist ein Vergleich mit der grossen Überbauung «Kraftwerk» in Zürich. Dort versucht man, eine möglichst gute Durchmischung hinzukriegen – bis hin zu den Arbeitsplätzen. Es hat kleine Wohnungen und solche mit zwölf Zimmern, damit sich auch Wohngemeinschaften einrichten können.



**Durchlässig** Wer drinnen ist, hat freie Sicht nach draussen – und umgekehrt. Intimität ist fast nicht möglich.

*Einen Ort für privates Wohnen wollten Sie aber nicht prioritär schaffen?*

**Martin Schwager:** Nein. Mit diesem Haus wollten wir vorerst einmal räumlich die Möglichkeit für gemeinschaftliches Wohnen schaffen. Dann haben wir uns gefragt: Welche Menschen haben wohl ein Interesse, hier einzuziehen? Uns war allerdings wichtig, dass es aufgrund der architektonischen Anordnung keinen Zwang zur Gemeinschaft geben darf. Sie soll lediglich möglich sein.

*Was für Leute wohnen hier?*

**Martin Schwager:** Um sich auf diesem Präsentierteller wohl zu fühlen, braucht es ein ausgeprägtes Selbstbewusstsein.

*Ist genossenschaftliches Wohnen nur so vorstellbar?*

**Martin Schwager:** Überhaupt nicht. Diese Wohnform ist lediglich eine Variante. Meine Forderung lautet deshalb immer wieder: Stellt endlich spezielle Wohnungen auf, damit man sich jenen Ort und jene Form aussuchen kann, in der man sich wohl fühlt. Unser Haus drückt zusätzlich auch eine gesellschaftliche Entwicklung aus: Das Private wird nach aussen, das Öffentliche nach innen getragen. Bekanntlich werden die Grenzen zwischen privat und öffentlich ja immer mehr verwischt. Also könnte dies doch auch ein Haus sein, das versucht, auf solche gesellschaftlichen Entwicklungen eine Antwort zu geben.

**Christian Frei:** Man kann alles mit Bedeutung überladen oder füllen. Dieses Haus ist speziell geworden, weil es an diesem speziellen Ort eine spezielle und korrekte Antwort gibt. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass man beim Entwurf zuerst über das Ver-

mischen des Privaten und Öffentlichen nachgedacht hat. Das sind spätere hinein-Interpretationen.

**Martin Schwager:** Die Gefahr, als Architekt zu bedeutungsschwanger zu werden, sehe ich schon. Solche Gedanken tauchen im Laufe des Entwurfsprozesses allerdings auf. Wir erfinden ja nichts. Unsere Kreativität ist geprägt über äussere Einflüsse: über Gespräche, Bücher, Filme, Theater, Ausstellungen. Etwas davon bleibt immer hängen. Und wenn man in einer Gruppe ein Gebäude entwickelt, fliessen sie ein. Natürlich ist dieses Haus nicht so geworden, weil wir uns hauptsächlich über die gesellschaftliche Entwicklung Gedanken gemacht hätten. Das wäre Mumpitz.

**Christian Frei:** Weshalb sollte man die übergeordneten gesellschaftlichen Entwicklungen im Wohnungsbau ausdrücken? Das ist nicht nötig. Das erinnert mich ein wenig an die vielen Glashauser, die in den letzten Jahren entstanden sind. Wo immer eines entworfen worden ist, sprach man von einem Zeichen der Transparenz.

**Martin Schwager:** Ich will auch nicht alles mit Bedeutung füllen. Über dieses Gespräch möchte ich einerseits neue Sichtweisen einbringen, andererseits aber mit Ihnen darüber diskutieren in der Hoffnung, dadurch Einsichten zu erlangen, die mich bei weiteren Arbeiten beeinflussen können.

*Dieses Haus wurde 1997 gebaut. Ist die Interpretation eines Gebäudes zeitabhängig?*

**Martin Schwager:** Ja. Zurückschauend wird alles oft ein bisschen anders interpretiert.

**Peter Frei:** Bei diesem Gebäude muss



**Ohne Schnickschnack** Ob aussen oder innen: Alles ist schlicht und funktional.

ich das nicht tun. Weil die Stimmung stimmt, komme ich nicht in Versuchung, allzu viel über Details zu reden.

*Wie steht es mit dem Energieverbrauch? In der Zeitschrift «Hochparterre» stand, Ihr Haus sei nichts für Ökofundis.*

**Martin Schwager:** Der Energiehaushalt ist gar nicht so schlecht – oder 203 MJ/m<sup>2</sup> für jene, die diese Formel lesen können. Wir haben über die Sonneneinstrahlung einen Energiegewinn und mit den Heizkörpern ein flinkes Heizsystem.

**Peter Frei:** Im Sommer und im Winter hat man in der Regel kein Problem. Aber wie steht es mit der Übergangszeit?

**Martin Schwager:** Ich habe bis heute von niemandem gehört, dass es in der Übergangszeit zu kalt oder zu heiss wäre in den Wohnungen. Die Beschattung übernehmen die Balkone. Wir erreichen mit diesem Haus fast die Werte ei-

nes Märgelhauses, obwohl dies nicht unsere Absicht war. Wir wollten nur ökologisch und kostengünstig bauen.

**Peter Frei:** Energie ist eine extrem komplizierte Sache. Ob die am besten gedämmten Gebäude energetisch auch die besten sind, wage ich zu bezweifeln. Das Wissen über die Energie im Bauen repräsentiert übrigens immer nur den momentanen Stand des Irrtums.

**Martin Schwager:** Bauen ist generell eine komplizierte Geschichte! Da müssen jeweils tausend Steinen zu einem Ganzen gefügt werden. Entsprechend braucht es auch tausend Entscheide. Deshalb kann man auch nicht nur einen Aspekt herauspicken und dann glauben, darum herum liesse sich ein Gebäude errichten. Wer so bauen würde, würde scheitern. Als Architekt muss man vielmehr mit all diesen tausend Steinen ein bisschen jonglieren können. Nur wer das kann, kriegt letztlich einen Bau hin, der als Ganzes stimmt.



**Dieses Gebäude hat etwas derart Lapidar-Selbstverständliches, dass es schwer fällt, kritisch zu sein.**

*Sie halten offensichtlich nicht viel davon, wenn jemand ein Haus baut, das nur eine kleine Minderheit anspricht?*

**Christian Frei:** Ich finde den Ansatz weder falsch noch richtig. Offensichtlich war dies beim Entwurf eine Strategie. Ich frage mich nur: Es ist ein Haus für rund 2 Prozent der Badener Bevölkerung, die eine bestimmte Form des Exhibitionismus noch reizend finden. Der Rest würde sich auf diesen Plattformen, wo man wie in einem Guckkasten lebt, nie wohl fühlen. Ich bin überzeugt: Was in den eigenen vier Wänden passiert, ist nicht für die Öffentlichkeit bestimmt.

**Martin Schwager:** Man kann in diesen Wohnungen seine Privatsphäre durchaus leben! Alle Wohnungen haben Vorhangschienen! Die Menschen hier in diesem Haus können selber entscheiden, ob sie sich präsentieren wollen oder nicht.

**Die Gesprächspartner**



**Martin Schwager**  
Martin Schwager, 34, ist mit Claudia Hofer und Jürg Kaiser Partner von Ken Architekten in Baden. Die Philosophie des Büros: «Wir sind uns gewohnt, Rahmenbedingungen auszuloten. Dabei wird Spezielles herausgefiltert, um zu verblüffenden Lösungen zu gelangen. Letztendlich versuchen wir, stimmungsvolle Häuser mit Charakter zu bauen.»



**Christian und Peter Frei**  
Die Zwillingbrüder Christian und Peter Frei, 49, haben an der ETH in Zürich Architektur studiert und führen seit 1976 in Aarau gemeinsam ein Büro. In den letzten Jahren haben sie zahlreiche Industrie-, Gewerbe- und Wohnbauten erstellt und insgesamt fünf Wettbewerbe gewonnen. 1996 erhielt das Brüder-Duo auch den Baupreis der Stadt Aarau, 1999 wurden beide in den Bund Schweizer Architekten (BSA) aufgenommen. Auf ihre Philosophie als Architekten angesprochen, zitieren sie Albert Einstein: «Man soll alles so einfach machen wie möglich, aber nicht einfacher.» In Teil II unserer Architekturserie stellen sie das Info-Gebäude auf dem Franke-Areal in Aarburg vor.